

Dina Nayeri

Übersetzt von Ulrike Wasel und Klaus Timmermann

Roman

Ein
TEELÖFFEL
LAND
und
MEER

mare

schlechtes Gewissen, weil es ihr so vorkommt, als wären Träume von einem solchen Leben – Träume von etwas Besserem, Anderem, von amerikanischen Ansprüchen – ein Verrat an ihren Freunden, an Reza, der im Alter von elf schon Nationalist ist und voller Gilaki-Ideale, an Ponneh, die nun ihre neue Mahtab werden muss. Saba übersetzt die englischen Wörter auf dem Titelblatt: »LIFE«, sagt sie, während sie mit den Fingern über die rot-weißen Blockbuchstaben streift. »Zweiundzwanzigster Januar 1971. Fünfzig Cent.«

»Wie viel ist das?«, fragt Ponneh.

»Sehr viel«, sagt sie, obwohl sie sich nicht sicher ist.

»Wer ist die feine Frau?«, fragt Reza und wagt es, das gelbe Haar auf der brüchigen Seite zu berühren. »Die ist inzwischen bestimmt schon alt und grau.«

»Hier steht ihr Name«, sagt Saba und gibt sich besondere Mühe, ihn richtig auszusprechen, ehe ihr einfällt, dass Ponneh und Reza das ja gar nicht beurteilen können.

»Te-rii-scha Nick-soon.«

»Komischer Name«, sagt Ponneh. »Klingt, wie wenn sich einer den Bart rasiert – *riisch-tarasch*.«

»Das ist die Tochter vom amerikanischen Schah«, sagt Saba, weil sie die Illustrierte mittlerweile hundert Mal gelesen hat und das weiß.

Reza nickt ernst. »Ja, ja, diesen Nickson kenn ich. Großer Mann.«

Ponneh verdreht die Augen, und Saba schlägt die Zeitschrift in der Mitte auf, wo Bilder aus dem Leben dieser schönen jungen Frau für Millionen abgedruckt sind. Sie ist eine Prinzessin. *Schahzadeh Nixon*. Da ist sie in einem teuren amerikanischen Kleid (vier verschiedene Kleider auf ebenso vielen Seiten!), mit ihrem koketten amerikanischen Lächeln und ihrem strahlenden amerikanischen Verehrer – ein junger Bursche, so blass und hübsch, dass er Filmschauspieler sein könnte, wenn er nicht damit beschäftigt wäre, über seine Schulter Fotografen zuzulächeln und auf die Hände seiner Zauberfee zu starren, als würde er sich ein ganz kleines bisschen langweilen.

»Haben die ein Glück«, flüstert Ponneh. »Lies das mal«, sagt sie und zeigt auf eine Überschrift.

»ED COX, A SCION OF OLD MONEY WITH THE INSTINCTS OF A LIBERAL.«

»Da kommen ein paar schwierige Wörter drin vor, aber Maman hat's mir mal übersetzt«, sagt Saba. »Das heißt, sein Geld ist alt, und seine Gedanken sind neu. Genau das Gegenteil von dem, wie es sein sollte.«

Ponneh will sich nicht anmerken lassen, dass sie verwirrt ist, also nimmt Saba die Schultern zurück und sagt gewichtig: »Alte Gedanken sind Gedanken von Philosophen und deshalb besser als die von Revolutionären. Und neues Geld ist Geld, das man sich verdient hat – wie mein Baba.« Sabas Mutter ließ gern unerwähnt, dass die Ländereien der Hafezis geerbt waren – und nur ein Bruchteil dessen, was die Familie unter dem Schah besessen hatte. Dieses Detail hätte nicht gut in die Lektion gepasst, und es war eine traurige Vorstellung, dass es im neuen Iran unmöglich war, durch eigener Hände Arbeit aufzusteigen. Kein *shalizar*-Besitzer macht ein Vermögen allein durch den Verkauf von Reis. Er muss seine Pacht bezahlen und Bestechungsgelder und Zinseszins. Saba weiß das,

hat mit ihren Mathelehrern die Berechnungen angestellt, hält sich aber an das Beispiel ihrer Mutter und vergisst, es zu erwähnen.

»Und was steht da?« Ponneh zeigt auf eine Bildunterschrift, doch Saba hört nicht mehr hin.

»Da wohnt Mahtab jetzt«, sagt sie und betrachtet den opulenten Speisesaal mit seinen üppigen Vorhängen und glitzernden Dekozweigen und befrackten Männern.

Die anderen schweigen einen Moment, dann murmelt Reza: »In dem Haus von dem amerikanischen Schah?«

»Ich mein doch nicht genau da«, sagt sie. Sie holt zwei andere Zeitschriften hervor, die sie in ihren Rucksacktaschen versteckt hatte. Sie blättert die Seiten durch, die alle typische Bilder amerikanischen Lebens zeigen – wallendes Haar und Farbfernseher. Cabrios und Apfelkuchen. Hamburger, Zigaretten und stapelweise Musikkassetten. Eine ausdruckslose Statue mit einer Fackel in der Hand. Kleine Lokale für die Bauernschicht, in denen es Pfannkuchen zum Frühstück gab.

Dann zieht Saba aus einer der Illustrierten drei handbeschriebene Seiten. »Was, wenn ich euch verraten würde, dass Mahtab mir schon geschrieben hat?« Sie wedelt ihnen mit den Blättern vor der Nase herum, die Augen freudig erregt, weil sie etwas weiß, das sie nicht wissen. »Ist doch ganz klar, dass Maman mich nicht anruft«, sagt sie, als ihr Blick auf eine Reklame für eine Telefongesellschaft fällt. »Sie will nicht, dass ich im Hintergrund Mahtab höre, weil alle meinen, ich wäre gekränkt, weil sie entschieden haben, dass nur *sie* nach Amerika darf.«

»Hör auf«, sagt Ponneh mit zittriger Stimme. »Ich will nach Hause.«

»Das sind doch bloß Englisch-Hausaufgaben«, sagt Reza, ohne Saba dabei richtig anzusehen. »Wo ist der Umschlag? Und die Briefmarken?«

Sie faltet die Seiten einzeln, schiebt sie zusammen und legt sie in die Mitte der *LIFE*-Illustrierten über eine Reklame für einen Farbfernseher, damit Ponnehs aufmerksame Augen sie nicht studieren können. »Wer behält denn schon einen Umschlag? Da war keine amerikanische Briefmarke drauf. Er ist über die Türkei gekommen.«

Die Reklame verkündet: *You made it number one in America. There's only one chromacolor and only Zenith has it.* Die Nummer eins in Amerika muss überhaupt das Allerbeste auf der Welt sein. Saba versucht sich vorzustellen, was für eine Art von Fernsehen Mahtab sich jetzt jeden Tag anschauen kann. Groß, hypnotisch. Immer in Farbe, mit zehn Kanälen, die neuesten Serien und keine Verbote. Kein Bedarf an geschmuggelten Videobändern mit der Aufschrift »Zeichentrickfilme für Kinder«.

»Wisst ihr, was in Amerika die Nummer eins ist?«, sagt Saba. Sie versucht, ausgelassen zu klingen, als hätte sie sich gerade ein Spiel überlegt, und als Ponneh mitmacht, genau wie Mahtab das getan hätte, liebt Saba sie fast ebenso sehr. Ihr wird immer klarer, dass ein unwahrscheinliches Feingefühl erforderlich sein wird, um ihre Schwester zu ersetzen. Ponneh ist in vielen wichtigen Punkten genau wie Mahtab: mutig, eigenwillig, selbstbewusst. Aber immer dann, wenn Saba ein bisschen vergisst, dass Ponneh nicht Mahtab ist, sagt Ponneh irgendwas Unbedachtes, das Mahtab nie sagen würde, oder sie

setzt einen verführerischen Gesichtsausdruck auf, den die Zwillinge niemals hinbekommen würden, und Saba stößt in dem Versuch, das Schuldgefühl loszuwerden, die Luft aus, weil sie die beiden miteinander vergleicht, weil sie Ponneh zu sehr liebt. Nein, noch hat sie Mahtab nicht ersetzt.

»Was denn?« Ponneh greift nach einer Zeitschrift, und ihre zu hellen Mandelaugen blitzen vor übertriebener Neugier, als wollte sie eine vorherige Treulosigkeit wiedergutmachen.

»Harvard«, sagt Saba und wendet sich wieder der *LIFE* zu. In dieser Ausgabe wird Harvard gleich drei Mal erwähnt. Der märchenhafte Verlobte von Schahzadeh Nixon hat dort Jura studiert. Und ein paar Seiten weiter gibt es einen Artikel über den neuen Präsidenten von Harvard, der mit dem Satz anfängt: *The selection of a new Harvard president ranks in gravity with the election of Popes and premiers*. Eine wichtige Universität, ganz klar – ein Ort, der so magisch, so besonders ist, dass er die Kulisse für *Love Story* sein konnte, einen Film, den Amerikaner und Iraner gleichermaßen abgöttisch lieben und über den in allen Zeitschriften, die Saba besitzt, geschrieben wird.

Ein Ort, der zu Mahtab passt. Ein Name, den in Teheran die meisten kennen, und sogar einige in Rasht.

»Okay«, sagt Ponneh und legt beide Hände in den Schoß wie eine resignierte Ärztin oder Schuldirektorin. »Erzähl uns was darüber, wenn's hilft. Meine Mutter sagt, Geschichten erzählen ist was Gutes.«

»Ich weiß nicht«, sagt Reza kopfschüttelnd. »Es ist schon spät.«

»Leg los, Saba-dschan«, sagt Ponneh und wirft Reza einen warnenden Blick zu. »Ich hör zu.«

Saba strahlt, greift aber nicht nach den handgeschriebenen Seiten. »Macht euch nichts draus, wenn ihr nicht alles versteht«, doziert sie salbungsvoll, sodass Ponneh kichert und hin und her rutscht. »Amerika ist kompliziert. Da ist es einfacher, es sich so vorzustellen wie in einer Fernsehserie.«

Saba ist die Einzige, die einen Fernseher hat, einen Videorekorder und einen ganzen Stapel illegal synchronisierter und entsynchronisierter Bänder mit amerikanischen Sendungen, die sich ihre Freunde heimlich mit ihr anschauen, fasziniert von den wackeligen, körnigen Bildern; davon, dass die Lippenbewegungen der Menschen meistens nicht zu dem Gesagten passen; von den Irrungen und Wirrungen und dem perfekten Timing des amerikanischen Lebens. Saba stellt sich Mahtabs Leben in einzelnen Folgen vor, jede so leuchtend und geheimnisvoll wie die Zeitschriftenbilder von Schahzadeh Nixon, und jeder Rückschlag wird ebenso mühelos überwunden wie in einer dreißigminütigen Fernsehkomödie. Sie wischt sich ein letztes Mal übers Gesicht, hat den Geruch der Lehmwand vergessen und das Kitzeln hinten in der Kehle. Nun hat sie eine Geschichte zu erzählen, eine, die sie in zahllosen schlaflosen Nächten in ihrem Bett auswendig gelernt hat und die Ponneh jetzt hören will. Die Geschichte beginnt so:

Eines muss man unbedingt über Amerika wissen, nämlich dass jeder Amerikaner mindestens so reich ist wie mein Baba. Aber es ist wichtig, dass du amerikanischer Staatsbürger bist. Genau das wünschen sich unsere Verwandten da drüben am meisten. In ihren Briefen und am Telefon mit Baba reden sie über nichts anderes. Meine Maman und Mahtab sind jetzt bloß Immigranten, und deshalb sind sie wahrscheinlich sehr arm. In ein paar Jahren bekommen sie ihre Staatsbürgerschaft, und dann werden sie wieder reich. So läuft das da. Du fängst als Taxifahrer an oder als Putzfrau, wie die Leute in *Taxi*. Dann kriegst du deine Staatsbürgerschaft, gehst auf eine gute Universität wie Harvard und wirst Arzt, wie in *M*A*S*H*. Anschließend, wenn du damit fertig bist, Soldaten zu retten, holst du dir in Washington deinen Orden ab, und wenn du schlau genug bist und tolle Noten hast, lernst du vielleicht sogar eine Schahzadeh kennen und kommst mit einem Foto in die *LIFE*. Das ist durchaus möglich.

Als Mahtab in Amerika angekommen ist, musste sie sich erst mal an die neuen Regeln gewöhnen, und wahrscheinlich ist ihr das ziemlich schwergefallen – weil die Hafezis hier in Cheshmeh ja die bedeutendste Familie sind. In Amerika muss sie sich dagegen erst noch nach oben arbeiten. Aber keine Bange, Mahtab kann nämlich Schwierigkeiten besser bewältigen als irgendwer sonst.

Also, jetzt kommen ein paar Dinge, die ihr schon wisst:

Zunächst mal wisst ihr, dass Maman und Mahtab sich ganz kurzfristig für die Ausreise nach Amerika entschieden haben. Niemand von uns konnte voraussehen, dass sie nötig werden würde. Deshalb ist davon auszugehen, dass sie im letzten Moment so einiges zurückgelassen haben: iranisches Geld, das so gut wie wertlos ist (falls Baba recht hat), und Zeugnisse von bedeutenden iranischen Universitäten, die nutzlos sind, weil sie da drüben Harvard haben. Also hat Maman keine Arbeit und kein Geld. Mahtabs Leben sieht jetzt ganz anders aus. Keine Taschen voller vergessener Spielsachen und Kleingeld mehr. Keine von verbotenen Büchern überquellenden Regale. Keine neuen Kleider, die sie besten Freundinnen vorführen kann. Wahrscheinlich keine besten Freundinnen.

Das Zweite, was ihr schon wisst, ist, dass in Amerika Fernsehen gratis ist und Musik auch und dass alle Cowboyhüte tragen und abends Hamburger essen. Maman und Mahtab haben also ein gutes Leben, auch wenn sie arm sind, mal abgesehen von den Hamburgern, die laut Maman aus Abfall gemacht werden. Jeden Abend gucken sie von ihrem gemeinsamen Bett aus, das wahrscheinlich in einem kleinen Apartment im Wohnzimmer steht, zusammen Fernsehen – wie Babas Verwandte in Texas, die geschrieben haben, um ihn um Geld für ein größeres Haus zu bitten.

Während ihrer ersten Woche in Amerika will Mahtab von Maman wissen, warum in ihren Suppen statt Lammfleisch bloß Linsen sind, warum sie sich ihre Bücher aus der Stadtbibliothek ausleihen muss, warum sie im selben Bett schlafen, worauf Maman bloß jedes Mal sagt: »Wir haben hier noch nichts verdient.«

Das ist doch so ein typischer Satz von Maman, findet ihr nicht auch? Das hat sie oft gesagt, wenn sie uns ein Spielzeug weggenommen hat. *Das müsst ihr euch erst wieder verdienen*. Nachmittags unterbricht Maman ihre Küchenarbeit, um eine Tasse Tee zu

trinken. Sie erklärt ausführlich, dass sie sich Arbeit suchen wird und dass Mahtab zur Schule gehen wird. Sie werden beide fleißig Englisch lernen und viel Geld sparen. Aber Mahtab hört das nicht gern, müsst ihr wissen. Sie will zurück nach Cheshmeh und von Babas Geld leben und es behaglich haben. Sie vermisst mich, und sie will, dass wir wieder zusammen sind. Es macht ihr keinen Spaß, heimlich Briefe zu schreiben, und sie findet es unfair, dass sie ausgesucht worden ist, nach Amerika zu gehen, wenn sie doch auch in Cheshmeh hätte bleiben können.

Aber dann lässt sich Maman einen von ihren Sprüchen für schlaue Mädchen einfallen, wie sie sich immer welche für uns ausgedacht hat, wenn sie uns dazu anhalten wollte, fleißig zu sein und unabhängige Frauen zu werden. »Im Moment kommt dir unser Leben vielleicht hart vor, aber weißt du, was das Beste ist?«, sagt sie. »In Amerika können die Menschen sich aussuchen, wie reich oder arm sie sind. Das ist reine Entscheidungssache.«

Ihr versteht bestimmt, dass Mahtab misstrauisch ist, aber ich sage euch, Maman hat recht. Laut Horatio Alger und Abraham Lincoln und der jungen Frau aus *Love Story*, die es bis nach Harvard schaffte, obwohl sie arm war, hat ein gescheitertes Mädchen wie Mahtab alle Chancen. Also erklärt Maman weiter: »Hier können schlaue Kinder alles werden, was sie wollen. Wenn sie fleißig sind, können sie reich werden. So einfach ist das hier mit allem.«

Maman hat immer so geredet. Einfache Regeln. Schwarz und weiß. Das hab ich an ihr geliebt, weil ich bei ihr immer genau wusste, was ich als Nächstes tun sollte. Dann trinkt Maman einen Schluck Tee, der so heiß ist, dass Mahtab sich vorstellt, wie ihr Inneres sich verflüssigt, Kehle und Hals in *chai* schwimmen, das Stück Zucker zwischen ihren Zähnen zerschmilzt wie das weiße Sediment bei meinen Chemieexperimenten. Doch Maman kann Hitze wahnsinnig gut vertragen, und sie seufzt nur wohligh und redet weiter. Auch das liebe ich an ihr.

»Hier ist alles anders, Mahtab-dschan«, erklärt sie. »Ja, im Iran ist es gut, klug zu sein, gute Noten zu bekommen und zu studieren. Viele kluge Frauen studieren und machen Examen. Aber was nützt das? Du musst trotzdem so manches tun, bloß weil du ein Mädchen bist.«

»Was denn?«, fragt Mahtab, obwohl sie es genau weiß.

»Heiraten, waschen, putzen, Kinder bekommen«, antwortet Maman. »Wenn du Ärztin werden willst, wunderbar! Solange du weiter die Wäsche machst. Du wirst nicht respektiert, weil du Ärztin bist, Mahtab-dschan. Sondern weil du die Wäsche machst. Sie tun so, als wäre das nicht wahr, aber du kriegst es zu hören, wenn du das Essen anbrennen lässt, weil du, Gott bewahre, damit beschäftigt warst, ein Gedicht zu schreiben. Aber hier nicht ...«

Und dann ermahnt Maman sie, dass es für eine junge Frau am wichtigsten ist, eigenes Geld zu haben. Sie erinnert Mahtab an die liebe alte Khanom Omid, die tagaus, tagein den Haushalt macht und ihren übrig gebliebenen Joghurt verkauft, um sich ein Taschengeld zu verdienen. Dabei kommt nicht viel heraus, aber es ist wichtig, dass sie es tut. Das hat Maman uns immer gesagt, und ich hab's auch selbst gesehen. Khanom Omid hat sich